

Zur Besinnung

Gunda Mayer

Der folgende Text stammt aus meiner Predigt bei der sonntäglichen Eucharistiefeier am 23.9. zum Abschluss des diesjährigen Heliand-Jahrestreffens in Bad Driburg. Unter dem Titel „*Gott begegnen – im Alltag, unterwegs*“ befassten wir uns vor allem mit Madeleine Delbrêl Antwort auf die Frage nach Gott. Auf den ersten Blick ergibt sich da vielleicht kein Zusammenhang mit dem Thema HEIMAT; aber Madeleine Delbrêl Sicht, dass in jeder wirklichen Begegnung Gott aufleuchtet, zeigt doch an, dass ChristInnen überall und jederzeit Heimat, als Aufgenommen-, Willkommen- und Geborgensein bei Gott, finden – und geben können.... Was für eine Chance!

Herausgefordert, „groß“ zu sein – zu Mk 9, 30ff

Wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt, der nimmt mich auf. Die Worte Jesu kommen mir vor wie ein Schlag mitten in unsere Gegenwart hinein, angesichts des Hin- und Hergeschiebes von Menschen, die vor Krieg, Hunger, Armut, Zerstörung, Vergewaltigung, Tod fliehen, erst recht angesichts der Tausende, darunter viele Kinder, die im Mittelmeer ertrinken, von Schleppern ausgebeutet, selbst bei Rettung aus dem Wasser von Staaten nicht aufgenommen. Wen müssen, sollen, können wir aufnehmen? Diese Frage ist zu einem Kernthema der parteipolitischen Auseinandersetzung, mit Existenzangst geschürt, hochgespielt worden – das heutige Evangelium versachlicht – Jesus zeigt, worum es eigentlich geht.

Gott begegnen war unser Thema in diesen Tagen-eigentlich ein menschliches Dauerthema; in den kanonischen Lesungen des heutigen Tages scheint dagegen auf den 1. Blick weniger von Gott die Rede, vielmehr vom *Menschen*: von sog. Frommen, Gerechten bzw. von Unfrommen im Weisheitstext aus dem 1. Jh. vor Chr.; von solchen, die sich Christen nennen, aus den Gemeinden der ersten Generation, ist im Jakobusbrief die Rede, und das Evangelium spricht von den Jüngern Jesu im auserwählten

Zwölferkreis, die „groß“ sein wollen. Irgendwie geht es in allen drei Texten um das Großsein: Groß fühlen sich die „Frevler“, die Abgefallenen, aus dem Buch der Weisheit gegenüber den Frommen, die ihrem Glauben treu geblieben sind; groß fühlen sich wohl auch die Adressaten des Jakobusbriefes, nämlich Christen, die in ihren Gemeinden mit Leidenschaft und Eifersucht Streitigkeiten anheizen bis hin zum Mord. Geradezu grotesk, wenn wir uns klarmachen, dass es bei den Streitigkeiten unter Christen, von denen der Jakobusbrief spricht, vermutlich ausgerechnet um die einzig richtige Ausdeutung der Lehre Jesu geht... Alle diese Handlungen und Haltungen kreisen um das eigene Ich, wollen es „groß“ sein lassen – auch wenn das Motiv „Größe“ nicht ausdrücklich genannt ist.

So sind unsere Ohren schon gespitzt auf das Evangelium hin – und werden gründlich enttäuscht: Da ist zunächst von Größe nicht die Rede, im Gegenteil – es geht um das bevorstehende Leiden. In der Leidensankündigung Jesu schlägt die Entstehungssituation des Mk-Evangeliums durch, nämlich die ersten Christenverfolgungen: Christen werden um ihres Glaubens willen erniedrigt, gefoltert, ermordet – und sollen gerade darin eine Auszeichnung, ein Gleichwerden mit Jesus erkennen;.

Dabei haben in den vorangehenden Kapiteln bei Markus die Jünger Jesus als groß und machtvoll erfahren bei der Speisung der 5000 bzw. 4000, als Herrn über die Naturgewalten beim Wandel auf dem See, als Herrn und Schöpfer des Lebens bei der Heilung des Taubstummen und der Tochter des Heiden, als Herrn des Wortes gegenüber den Pharisäern. Das Bekenntnis des Petrus galt natürlich diesem machtvollen Herrn – wer will es ihm verdenken? Ausgerechnet nach diesen Machterweisen kündigt Jesus dreimal sein bevorstehendes Leiden an. Man muss kein Psychologe sein, um zu verstehen, dass die Jünger nicht begreifen, was Jesus ihnen da sagt,

was er sich und ihnen zumutet: *Der Menschensohn wird leiden* – das klingt wie ein Rätselwort in ihren Ohren. Schon die Selbstbezeichnung „Menschensohn“ ist rätselhaft ambivalent, weist sie doch einerseits auf die Menschlichkeit Jesu hin, andererseits auf seine verborgene Hoheit; in der apokalyptischen Deutung des Danielbuchs, Kap7, ist *Menschensohn* nämlich der Titel des höchsten Repräsentanten Gottes auf Erden; der Titel enthält also bereits die Spannung zwischen Groß und Klein, Hoch und Niedrig. Jesu Ankündigung des eigenen Leidens und Todes selbst ist gekennzeichnet von dieser Spannung; sie bleibt nicht beim Schrecken stehen, bei der menschlichen Erniedrigung bis zur Vernichtung, sondern endet in unfassbar Großem, im göttlichen Wirken :in der Auferstehung – für die Jünger damals wie für uns heute unfassbar, auch wenn wir das Zeugnis der Jünger kennen, auch wenn wir uns an die Vokabel gewöhnt haben. Das Geheimnis ist nicht lösbar, Glaube gefragt.

Noch können die Jünger an dieser Stelle nicht verstehen, wovon Jesus spricht, vor allem nicht, dass es hier letztlich um ein Geschehen geht, das die Macht Gottes an und in Jesus offenbart. Dass sie später – und Unzählige nach ihnen – diesen Glauben aufbringen, dass sie auch ihre eigene Verfolgung und Erniedrigung, ihr eigenes Martyrium um Jesu willen als Teilhabe am großen Geheimnis von Jesu Tod und Auferstehung sahen, als Auszeichnung und Geschenk, das wissen wir aus Martyriumsberichten.

Zunächst aber greifen die Jünger diese Spannung zwischen Groß und Klein, Hoch und Niedrig in grotesker Selbstbezogenheit auf mit ihrer Diskussion über den Größten unter ihnen. Es ist ihnen offensichtlich nicht ganz wohl dabei, wie ihr Schweigen auf Jesu Frage andeutet. Doch Jesus, Kenner des menschlichen Herzens, erahnt ihr Gesprächsthema und beantwortet nun durch Anschauung, was der – *Größte* – sein in Gottes Augen wirklich heißt, nämlich: der Letzte, der Diener aller sein.

Das gilt für die Zwölf, die auserwählten Jünger, und für alle, die Jesus nachfolgen, für die Christen in den Gemeinden damals wie heute – also auch für uns.

Diener aller sein – das klingt in unseren Ohren wie eine fromme, abgebrauchte, entleerte Vokabel – wie viele Potentaten, auch Kirchenfürsten, nannten und nennen sich doch „Diener aller“ und führten sich auf als Herr aller. Aber so leicht, so ins Abstrakte, lässt Jesus seine Jünger – uns-nicht entkommen. Er stellt ausgerechnet ein Kind in die Mitte – ein Kind, in seiner Existenz total auf andere angewiesen, muss vertrauen auf die Zuwendung der Eltern, der Umgebung, um überhaupt Person zu werden. Zur Zeit Jesu waren im römischen Reich Kinder Eigentum des Vaters, ohne eigene Rechte; der Vater durfte sogar über Tod und Leben der Kinder entscheiden. Trotz der Deklaration der Kinderrechte sind Kinder auch heute oft genug Opfer von Begierde und Machtspielen, dafür gibt es weltweit erschreckende Beispiele. Kurzum, ein Kind ist das Inbild von Schutzbedürftigkeit und Machtlosigkeit. Und jetzt die ungeheuerliche Provokation Jesu: *Wer ein solches Kind um meinetwillen aufnimmt*, solch einen unbedeutenden Menschen, mit dem man kein Prestige gewinnen kann, der nimmt mich auf.

Aufnehmen, das klingt nach Ins eigene Haus nehmen – und wirklich geht es hier wohl konkret zunächst um die Gastfreundschaft der Anhänger Jesu Christen um Jesu willen, um der Verbreitung des Evangeliums willen. Darauf waren die umherziehenden predigenden Boten der ersten Generation – man denke an Paulus! – ebenso angewiesen, wie die, die die frohe Botschaft hören wollten und unter einem Dach zusammenströmten.

Aber *ein Kind Aufnehmen* heißt noch mehr, das macht Jesus vor. Er *umarmt* es; Umarmen, das heißt sich niederbeugen, auf Augenhöhe, einander in die Augen sehen, wahrnehmen, ganz nahe sein, auch körperlich, und so, ohne Worte, ausdrücken: Du bist mir wichtig, bist geliebt – so wie die Frau auf dem historischen Foto, in der wir trotz der Unschärfe Madeleine Delbrêl erkennen.



Auf den ersten Blick eine alltägliche Szene: der Straße, vor einer schäbigen Hauswand, zwischen Regenrohr und Hauseingang, hockt sie da, vor einem ärmlich gekleideten, leicht verwahrlost wirkenden Kind, das wir nur vom Rücken her sehen; Delbrêl ist ganz und gar diesem Kind vor ihr zugewandt, konzentriert, so als gäbe es hier nur noch das Kind und sie – die Straße, der Lärm, die Passanten, das alles um sie herum ist ausgeschaltet. Freundlich, aufmunternd, mit leisem Lächeln, geduldig wartend blickt, ja strahlt sie das Kind an, den Kopf leicht geneigt, um nur ja auf Augenhöhe mit ihm zu sein. Dieser Blick vermittelt: Du bist mir wichtig; dieser Blick lässt im Gegenüber aufsteigen, was vielleicht lang verborgen war, er lässt aufleben, richtet geschicht Kontakt, Begegnung, Berührung im Innersten, auch wenn die Arme der Frau ruhen. Ich nehme mir Zeit für dich, sagt ihre Haltung. Hier erfährt ein Menschenkind, dass es aufgenommen ist in den Kreis der Menschen, dass es willkommen auf dieser Welt; es entsteht Beziehung zwischen den Beiden, das Kind fühlt sich angenommen von Menschen und erfährt so das Angenommensein von Gott, Gottes Liebe.

Und noch mehr geschieht: Die, die sich da klein macht, hinabbeugt, wirkt nicht unglücklich, noch nicht einmal angestrengt trotz der unbequemen Haltung; die Begegnung mit dem Kind lässt sie selber neu werden; was Vorbeigehende vielleicht denken oder sagen, ob sie die Nase rümpfen, stört sie nicht. Regeln, Konventionen kann sie hinter sich lassen, sie wird und ist frei. So gibt sie die fraglose, befreiende Liebe Gottes weiter, wird durchlässig für Größeres, das durch sie

hindurch wirkt. So wird die kleine alltägliche Begegnung mit dem „Kleinen“ Menschenkind „groß“, wird Gotteserfahrung für beide, mitten im Lärm und Schmutz des Stadtag, unerwartet, unvermittelt, wie zufällig...

Gott wird hier Wirklichkeit in dieser Welt. Das Foto – wie und Madeleine Delbrêl ganzes Wirken-, scheint mir wie eine Illustration zur Botschaft Jesu, und nicht nur in dieser Perikope. Denn feiern wir nicht Weihnachten, dass Gott als Menschenkind sich klein macht, ganz machtlos, niedrig? Und lebt Jesus nicht dieses Kindsein vor, in zweierlei Hinsicht: als Sohn dem Vater vertrauend, sich ganz auf ihn verlassend und sich darum den Menschen ausliefernd, ihnen nahe bis aufs Blut, sich erniedrigen lassend bis ans Kreuz? Da ist er „der Letzte“. Niedriger, Kleiner, kann er sich nicht machen – und größer auch nicht. Denn gerade in dieser Erniedrigung, diesem Diener-Sein für alle Menschen, lebt er und verkörpert er Gott, der die Liebe selber ist und darum Schöpfer und Erhalter des Lebens. Jesu Hingabe ist so nicht Schwäche, sondern Offenbarung seiner Göttlichkeit. Im Skandalon des Kreuzes wird Gottes Liebe unüberbietbar Realität in dieser Welt,

So gesehen, deutet die die Jünger verstörende Leidensankündigung Jesu eigentlich auf seine Erhöhung, auf das Offenbarwerden seiner Macht hin. Es ist die *Macht der schöpferischen Liebe Gottes*, dieselbe Macht, die in den Zeichen wirkt, die wir Wunder nennen; dieselbe Macht, mit der Jesus Sünder, „Ausgestoßene“, am Rand Lebende, in Gottes Reich willkommen heißt; dieselbe Liebe, mit der er sich gerade den Letzten, den am Rand Lebenden, die niemand will, die darum nirgendwo *Heimat* haben, zuwendet. Als seine Jünger das begreifen, beginnt ihr neues Leben; sie setzen ihre ganze Existenz ein, um den Menschen, ob groß oder der unbedeutend, Jude oder Heide, Jesu Botschaft nahezubringen, um seinetwillen, um der Menschen willen. So werden sie *klein*, zum Diener aller – und dabei wirklich *groß*. So beginnt Kirche als Gemeinschaft wo Groß wie Klein einander und anderen das Willkommen Gottes weitergeben, wo alle berufen sind, „*groß*“ zu sein, die Menschen mit dem liebenden Blick Gottes

anzusehen – und dabei selber *Heimat* zu finden
und zu sein.

Das haben die Apostel, das hat eine Madeleine
Delbr el gelebt.

Und wir? Wir können es ihnen gleichtun.

Gelegenheiten dazu gibt es ja genug, auf der
Straße, am Weg...



Das Thema

Heimat – bunt und vielfältig

„In einer Zeit, in der die Welt immer komplexer und komplizierter wird, in der Menschen immer mobiler und ‚flexibler‘ werden (sollen), hat der Begriff ‚Heimat‘ Hochkonjunktur. Eine Internetsuchmaschine listet bei diesem Stichwort 34 800 000 Verweise auf“.

So schreibt Annette Traber im Konradsblatt, dem Freiburger Diözesanblatt vom 30.09.2018. In der Konstanzer Gruppe war bereits Wochen vorher der Wunsch geäußert worden, dass wir uns einmal mit diesem Begriff auseinandersetzen und unsere eigenen Erfahrungen, Gefühle und Einstellungen dazu miteinander austauschen sollten. Bei diesem Austausch merkten wir, dass Heimat ein sehr vieldeutiger, nicht klar umrissener Begriff ist. Weil wir das so interessant fanden, haben wir vorgeschlagen, das Thema Heimat in der Heliand-Korrespondenz aufzugreifen.

Dem Wunsch kommen wir in dieser Ausgabe nach, indem wir zunächst versuchen, den Begriff, seine Bedeutung in den unterschiedlichsten Kontexten, seinen Wandel darzustellen (Mathilde Pirzer-Hartmann), um dann in den Texten und Melodien von Heimatliedern der Emotionalität dieses Begriffes auf die Spur zu kommen (Gertrud Singer). Schließlich haben wir um persönliche Statements gebeten, die sehr deutlich zum Ausdruck bringen, dass Heimatverbundenheit und Heimatliebe von sehr persönlichen Erfahrungen abhängen und davon geprägt sind.

Vielleicht können uns die nachfolgenden Gedanken helfen, den Begriff soweit zu relativieren, dass er, ganz gleich in welchem Zusammenhang, nicht zur Rechtfertigung für Abgrenzung und Ausgrenzung wird.

Christa Hermann

Heimat

Mathilde Pirzer-Hartmann

Bedeutung des Begriffs

Das Wort „Heimat“, althochdeutsch „haima“, bedeutete ursprünglich ein Wohnrecht mit Schlafstelle im Haus (Heim). Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts wurde der Begriff vor allem im juristischen Sinn gebraucht, wenn es um Geburtsort, Wohnort oder Herkunftsland ging. So wird im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm (1877) „Heimat“ definiert als „das Land oder auch nur der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat – der Geburtsort oder ständige Wohnort“. Der Begriff wurde zur Bezeichnung eines Aufenthalts- oder Bleiberechts benutzt: Heimatrecht, Heimatschein. Man brauchte zum Beispiel einen Heimatschein, um heiraten zu können.

Meyers Konversationslexikon definierte (1897) ähnlich: „Heimat ist die Bezeichnung für den

Geburtsort, auch für den Ort, wo jemand sein Heim, das heißt seine Wohnung hat.“

Heute ist der Begriff sehr viel umfassender:

Konkret: der *Lebensraum* nicht nur von Menschen, sondern auch von Tieren oder Pflanzen. Abstrakt: geistige Heimat, religiöse Heimat, „Heimat der Demokratie“ etc.

Heimat ist ein sehr deutscher Begriff, den es so in anderen Sprachen nicht gibt, was Übersetzungen in andere Sprachen schwierig macht: Das frz./ital./span. „patrie“ oder „patria“ (das Vaterland) oder „casa“, „maison“ (das Haus / Heim) passt nicht wirklich. Der deutsche Begriff „Heimat“ liegt in der Mitte zwischen „casa“ und „patria“ in den romanischen Sprachen. Das englische „homeland“ gleicht dem deutschen Begriff am ehesten, ist aber nicht so emotional aufgeladen. Man kann sagen: Die Heimat ist größer als die Familie und kleiner als das Vaterland.

Heimat, das ist *vertraute Lebenswelt*, umfasst soziale Zugehörigkeiten, es ist ein Gefühl. In

einer Umfrage gaben 88% an, dass sie dabei an Familie denken, 84% an Freunde, 72% an alte Zeiten, 77% fühlen sich mit ihrer Heimat verbunden – nicht so sehr mit Deutschland, sondern mit ihrem Geburtsort oder dem Ort, an dem sie aufgewachsen sind. Heimat gilt als persönlicher Rückzugsort, wo man verstanden wird, ein Anker, ein Halt.

Heimat im Trend

„Heimat“ war durch die NS-Zeit belastet und nach dem Krieg trotz der beliebten „Heimatfilme“ und Heimatromane abgewertet. Heute erleben wir eine *Renaissance des Heimatbegriffs*. Warum?

In Zeiten großer, weltweiter Mobilität und Massenkommunikation verblassen und verschwinden große Unterschiede. Beispiel Bauen: Die neuen Wohnsiedlungen an den Stadträndern und sogar in den Dörfern sehen überall gleich aus; in den Innenstädten aller europäischen Großstädte findet man die gleichen Läden und Lokale, Sprache vereinheitlicht sich (das Hochdeutsche vor allem durch das Fernsehen), Dialekte verschwinden. Außerdem wird große Mobilität im Berufsleben gefordert, häufige Umzüge. Viele können nicht an dem Ort bleiben, an dem sie aufgewachsen sind, Eltern und erwachsene Kinder leben oft weit voneinander entfernt.

Ein *Gegentrend* ist feststellbar, die Sehnsucht nach Vergangenen (Nostalgie), festgemacht am Gefühl für Heimat. Trachten werden wiederentdeckt, Dialekte neu belebt (sogar im Deutschunterricht), Zeitschriften wie „Landlust“ liegen im Trend, in Supermärkten gibt es Produkte mit dem Aufdruck „Unsere Heimat“ (Edeka). Örtliche Heimatvereine und Heimatmuseen erlangen wieder Bedeutung.

Heimat ist in der *Politik* angekommen. Sie wird heute wieder von rechten Gruppierungen und Parteien besetzt, die behaupten, die Heimat müsse verteidigt werden. Sie verbinden mit „Heimat“ die Abwehr alles Fremden, vor allem der Fremden (Flüchtlinge, Migranten) als Bedrohung des Vertrauten. Die Zuwanderung einer größeren Anzahl von Geflüchteten verstärkt die Angst vor Fremden, vor allem aber

vor Veränderung. Man möchte das Rad der Zeit zurückdrehen in eine Zeit, die übersichtlicher war, einheitlicher, vertrauter, in der sich nicht ständig etwas verändert hat. Man entwickelt das Gefühl „fremd im eigenen Land“ zu sein, weil nichts mehr so ist wie es war bzw. wie man es in Erinnerung hat.

Die Regierungsparteien haben reagiert: In NRW und in Bayern gibt es ein Heimatministerium, nun auch ein Bundesministerium für Heimat. Letzteres beschreibt seine Aufgaben so: Wesentliche Zielsetzung ist die Entwicklung des ländlichen Raums. Strukturschwache Gebiete sollen vom Bund Geld für notleidende Kommunen bekommen. Bayern hat damit begonnen, durch Verlagerung von Behörden und den Ausbau universitärer Strukturen auf dem flachen Land bessere Lebensbedingungen für die dort Lebenden zu schaffen, die Abwanderung in die großen Städte zu bremsen – Heimat für die Menschen zu erhalten.

Heimisch werden in einer neuen Heimat

„Ubi bene, ibi patria“ (Wo es mir gut geht, da ist mein Vaterland, meine Heimat - Cicero). Die erste Heimat, in die man geboren und in der man aufgewachsen ist, erhält man geschenkt. Die zweite Heimat muss man sich aktiv aneignen: die Lebensumwelt, die Sprache, die sozialen Zugehörigkeiten. Wenn man in unserer Zeit, in der man aus verschiedenen Gründen häufig umziehen muss, Heimatgefühle haben möchte, muss man sich aktiv um Heimisch werden bemühen.

„Heimaten“

Wir kennen den Begriff „Heimat“ eigentlich nur im Singular, weil wir ohne zu überlegen davon ausgehen, dass man nur *eine* Heimat hat. Aber seit viele Menschen mit ausländischen Wurzeln dauerhaft bei uns leben, auch die deutsche Staatsangehörigkeit haben, wird uns immer deutlicher vor Augen geführt, dass ein Mensch mehr als eine Heimat haben kann. Menschen, die in Deutschland geboren und aufgewachsen sind, deren Eltern als Gastarbeiter hierher kamen, haben auch heimatliche Gefühle für das Land und die Kultur ihrer Vorfahren. Das muss nicht

als Gespaltenheit empfunden werden, es ist eher eine Bereicherung, so wie ja auch Zweisprachigkeit eine Bereicherung ist. Bundespräsident Steinmeier sagte kürzlich bei seiner Einladung zu einer türkisch-deutschen Kaffeetafel auf Schloss Bellevue: „Unser Land ist für viele neue Heimat geworden, doch deshalb muss niemand seine Wurzeln verleugnen. Denn Heimat, gefühlte und gelebte, die gibt es auch im Plural. Heimat grenzt nicht aus, sondern lädt ein.“

Gilt das nicht auch für die Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem 2. Weltkrieg? Sie sprachen und sprechen noch heute von der „alten Heimat“, die sie verloren haben, sie hofften noch lange, dahin zurück zu kehren. Aber sie sind längst in der „neuen Heimat“ heimisch geworden.

Die himmlische Heimat

„Unsere Heimat ist im Himmel“, schreibt der Apostel Paulus an die Philipper. Und im Hebräerbrief heißt es: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern suchen die zukünftige“. Die Bindung an das Land Israel und die Tempelstadt Jerusalem, an der die Israeliten auch im Babylonischen Exil festhielten, ist im Neuen Testament vergeistigt: Christen sind Bürger einer „himmlischen polis“, die „ekklesia“ (Kirche) ist sozusagen die Bürgerversammlung des himmlischen Jerusalems. Das eigentliche, geistige Zuhause des Christen ist also die Kirche. Sie ist immer offen auf das Ganze und Ewige hin, überschreitet alle partikulären Zugehörigkeiten. Jedes Heimatgefühl, jeder Partikularismus kann für einen Christen nur vorläufig sein.

Andererseits ist das Christentum eine Religion der Inkarnation: Gott ist Mensch geworden. Das Christentum muss sich deshalb in immer neuen historischen Kontexten verwirklichen, also auch verändern. Für den Einzelnen kann daher die Kirche Heimat und/oder Fremde sein.

Jesus beschreibt sich als heimatlos: „Der Menschensohn hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann“ (Mt 8,20) Er geht weg von seiner Familie, aus seiner Heimatstadt Nazaret. Romantik, Rückwärtsgewandtes sollte dem Christentum eigentlich fern sein. Heimat – das ist

für Christen Zukunft, im Jenseits, bei Gott. Die Offenbarung spricht vom Neuen Himmel und der Neuen Erde als Wohnung Gottes unter den Menschen.

Heimat und Heimatlieder

Gertrud Singer

Als nach der letzten Bundestagswahl das Bundesinnenministerium auch noch Bundesheimatministerium wurde, war ich sehr überrascht. Was sollte das sein? Da der zuständige Minister aus Bayern kommt (Horst Seehofer), lag die Gedankenverbindung mit Bayern, Lederhose und Dirndlkleid nahe. Inzwischen weiß ich, dass es außer in Bayern auch in Nordrhein-Westfalen ein Landesheimatministerium gibt. Die offizielle Aufgabe ist: „Wir fördern Heimat im Respekt vor ihrer Vielfalt. Heimat zu haben heißt, unsichtbare Wurzeln in sich zu tragen – egal, wo ein Mensch herkommt, egal, wo sie oder er hingeht ... Heimat ist das, was in unserer Gesellschaft Menschen miteinander verbindet, was einen starken Zusammenhalt in einer aktiven Bürgergesellschaft ausmacht.“ Die Debatte um Heimat hat Hochkonjunktur, darum interessieren sich viele Menschen für ihre eigenen Wurzeln, und die Ahnenforschung erlebt in Deutschland einen Boom.

Der Begriff „Heimat“ ist sehr vielfältig besetzt: Vaterland, Geburtsland, Zuhause, Herkunftsland, Wohnort. Ich habe viele Freunde nach ihrer Heimat gefragt und die unterschiedlichsten Antworten bekommen: Da, wo meine Familie lebt, da, wo man meine Sprache oder Mundart spricht, wo mir die Landschaft vertraut ist, wo ich schon lange lebe. Einer hat gesagt: Wo ich mich beheimatet fühle, möchte ich auch begraben werden!

Es gibt für alle Bereiche unseres Lebens meist sehr volkstümliche Lieder: Liebe, Abschied, Trauer, Jahreszeiten und mehr. Interessant fand ich es, mir „Heimatlieder“ genauer anzusehen, die auch heute noch gern gesungen werden, besonders oft, wenn Gruppen zusammen sind.

Im deutschen Volksliederarchiv sind ca. 260 Lieder auf die Heimat, auf Regionen, ihre Schönheit

und Besonderheiten verzeichnet. Sie drücken durch Text und Melodie die Heimatverbundenheit und oft auch die Sehnsucht nach der Heimat aus. Der Klang eines vertrauten Liedes kann bei manchen Menschen starkes Heimweh auslösen. Ein Lied, das das ausdrückt, (Text Friedrich Rückert 1818, Melodie R. Radecke 1859) ist dieses:

„Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar, o wie liegt so weit, was mein einst war. Was die Schwalbe singt, die den Herbst und Frühling bringt, ob das Dorf entlang das jetzt noch klingt? O du Heimatflur, lass zu deinem heil'gen Raum mich noch einmal nur entflieh'n im Traum. Als ich Abschied nahm, war die Welt mir voll so sehr. Als ich wiederkam, war alles leer.“

Häufig entstanden die Lieder im 19. Jahrhundert und sind sehr populär und beliebt geworden. Es wird deutlich unterschieden zwischen Heimatliedern und Vaterlandsliedern, die stark nationalistisch sind und oft mit Krieg und Militär zu tun haben. Es gibt auch den Begriff „Deutschlandlied“, 400 sind im Archiv verzeichnet. Sie sind nicht selten wie berauscht von Deutschlands Größe und Macht! Allerdings gibt es auch Heimatlieder, die militaristische Töne anschlagen, wie zum Beispiel das „Bergische Heimatlied“:

„Wo die Wälder noch rauschen, die Nachtigall singt, die Berge hoch ragen, der Amboss erklingt...“, (Im Großraum Wuppertal gab es viel Eisenindustrie.) Der Schluss ist dann:

„Wo den Hammer man schwinget mit trotziger Kraft, da schwingt man die Schwerter auch heldenhaft, wenn das Vaterland ruft, wenn das Kriegswetter braust, hebt kühn sich zum Streite die bergische Faust ... mit Gott für den Kaiser, fürs bergische Land.“ (Entstanden 1892).

Es gibt Heimatlieder aus einzelnen Orten und Regionen, aber auch eher allgemeine Lieder wie z.B. „Kein schöner Land in dieser Zeit“, „Im schönsten Wiesengrunde stand meiner Heimat Haus“, „Nun ade, du mein lieb Heimatland“ oder „Am Brunnen vor dem Tore“. Besonders beliebte Lieder haben oft sehr viele Strophen, oder es wurden im Laufe der Zeit noch mehr dazu gedichtet. Bei manchen Liedern weiß man

nur wenig über die Entstehung, bei anderen aber kennen wir Textdichter und Komponist, „Am Brunnen vor dem Tore“ kommt zum Beispiel aus dem Liederzyklus „Die Winterreise“ von Franz Schubert, Textdichter Wilhelm Müller. Das Brandenburglied „Märkische Heide, märkischer Sand“ wurde 1923 von Gustav Büchschütz für die Wandervogelbewegung geschaffen, und „Das ist die Berliner Luft“ stammt aus einer Operette, die Paul Lincke 1904 komponierte. Oft sind die Lieder gleichzeitig Heimat- und Liebeslieder.

Manche Heimatlieder haben eine abwechslungsreiche Geschichte: „Hohe Tannen weisen die Sterne an der Iser schäumender Flut. Liegt die Heimat auch in weiter Ferne, doch du Rübezahl hütest sie gut.“ Es stammt aus Böhmen, wurde in der Bündischen Jugend weit verbreitet und erhielt nach und nach weitere Strophen, zum Teil stark nationalistische. Die Melodie wurde von dem Lied „Wahre Freundschaft darf nicht wanken“ übernommen.

Auch das bekannte Lied „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin“ (Loreley), Text von Heinrich Heine, Melodie von Friedrich Silcher, gilt als Heimatlied. Das Lied „Lippe-Detmold eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat“ ist eigentlich ein trauriges Soldatenlied und kein Heimatlied. „Ach, wie ist's möglich dann, dass ich dich lassen kann, wo meine Wiege stand, Thüringer Land“; Das gibt es auch als Liebeslied. In einigen Liedern findet man Spott über eine Nachbarregion, zum Beispiel „Drunten im Unterland (Neckartal), da ist's gar fein, kalt ist's im Oberland, drunten ist's warm.“

Das Lied „O Täler weit, o Höhen, o schöner grüner Wald“ lebt von dem Gegensatz zwischen dem „andächtigen Aufenthalt“ im heimatlichen Wald und der „geschäftigen“ Welt. Der Text ist von Joseph von Eichendorff, die Musik von Felix Mendelssohn-Bartholdy. Es gibt sehr viele Lieder aus den Alpenländern, die die Heimat preisen, aber auch aus der Pfalz und aus Baden. Manche sind in heimatlicher Mundart geschrieben und werden auch so gesungen. So auch das beliebte niederdeutsche:

*„Wo die Nordseewellen trecken an den Strand,
wo de geele Ginster bleuht in'n Dünensand, wo
die Möwen schriegen grell in'n Sturmgebraus,
da is meine Heimat, da bün ick tau Hus.“*

Ursprünglich war es ein Ostseelied, denn die Textdichterin Martha Müller-Grählert (1907) kam aus Pommern, erst in der Nazizeit wurde es umgedichtet. Die Melodie entstand in Zürich!

Manche sogenannte Heimatlieder sind überall bekannt und werden auch heute noch gesungen: „Auf der Lüneburger Heide“, „Auf der schwäbsche Eisebahne“, „O du schöner Westerwald“, „Als wir jüngst in Regensburg waren“, Warum ist es am Rhein so schön“.

Nun möchte ich noch zwei Lieder etwas ausführlicher zitieren:

Das Riesengebirgslied

*Blauwe Berge, grüne Täler, mitten drin ein
Häuschen klein, herrlich ist dies Stückchen Erde
und ich bin ja dort daheim.*

*Als ich einst ins Land gezogen, hab'n die Berg
mir nachgesehen mit der Kindheit, mit der
Jugend, wusste nicht, wie mir geschehn.*

*O, mein liebes Riesengebirge, wo die Elbe so
heimlich rinnt, wo der Rübezahl mit seinen
Zwergen heut noch Sagen und Märchen spinnt.
Riesengebirge, deutsches Gebirge, meine liebe
Heimat du.*

Den Text schrieb Othmar Fiebiger, ca. 1919, die Musik V.Hampel. Das Lied hat 4 Strophen und jeweils mit dem gleichen Refrain. Dieses Lied war in der DDR verboten, weil das Riesengebirge polnisch/tschechisch geworden ist.

Das Westfalenlied

Meine Heimat ist Westfalen, aber das Westfalenlied war mir bis jetzt unbekannt!

*Der Heimat Treue zugeschworen hat jeder
Stamm auf seine Art.*

*Ich wurde in dem Land geboren, wo
Deutschlands Ruhm geboren ward,
wo Romas Adler
niedersanken und Hermanns Strahlensonne
stieg, wo wider Kaiser*

Karl, den Franken, Held Wittekind zog in den Krieg.

Westfalenland, du Erde rot, ich bleib dir treu bis in den Tod.

Dann wird der Landmann mit seinen schlichten Sitten gepriesen, der wie seine Eichen kerngesund und wetterfest ist. Die letzte Strophe heißt:

Wohin mich führen auch die Sterne auf meines Lebens Wanderfahrt,
die Sehnsucht trägt mich aus der Ferne dahin, wo ich geboren ward,
und hab ich draußen ausgelitten, daheim will ich begraben sein,
tragt mich zur Ruh, o lasst euch bitten, sanft in Westfalens Eichenhain.

Westfalenland, du Erde rot, ich bleib dir treu bis in den Tod.

Dies Lied erinnert mich sehr an meine Grundschulzeit während des Nationalsozialismus, und es würde mir schwerfallen, es mitzusingen! Viele „Heimatlieder“, besonders die aus der „Kaiserzeit“, haben so einen deutschnationalen Grundton, der heute nicht mehr stimmt.

Statements

Ewige Heimat?

Ob ich was zum Thema Heimat von mir geben könne, wurde ich gefragt. „Heimat“ ist in aller Munde, auch in solchen Mündern, wo man sie lieber nicht sähe (oder hörte), aber darüber nachgedacht hatte ich eigentlich selten. Oder schon sehr lange nicht mehr. Und nun denke ich schon eine ganze Zeitlang darüber nach – und hier ist das Ergebnis.

...mit mancherlei Beschwerden der ewigen Heimat zu

Diesen Text habe ich als Jugendliche oft und gern gesungen – es handelte sich ja um eines der „neuen“ Lieder aus einer Sammlung, die nur im Jugendgottesdienst Verwendung fand. Die Ewige Heimat ist ein Begriff, mit dem ich sozialisiert wurde, auch wenn er damals kaum einen Bezug zum eigenen Leben hatte. Mittlerweile rückt zwar

die ewige Heimat näher, aber die Betonung ruht eher auf „mancherlei Beschwerden“.

Wenn man mir die Frage nach meiner Heimat stellt, komme ich in Schwierigkeiten. Ich werde gefragt „woher kommen Sie?“, und das ist meist die Frage auch nach dem *geographischen Hintergrund*. Hier in Hessen, insbesondere unter den Katholiken, sind sehr viele ehemalige Flüchtlinge und Heimatvertriebene. Wenn da eine/r sagt „aus Danzig“ oder „aus Breslau“, dann erzählt er/sie damit schon eine ganze Geschichte und muss nicht mehr viel erklären. Und wenn diese Menschen „Heimat“ sagen, meinen sie meist diese alte Heimat. Die „Alteingesessenen“ (die aber gar nicht so zahlreich sind) meinen natürlich diesen Ort und diese Region, in der sie jetzt und immer schon leben. Und ich stehe daneben und stelle fest: ich habe eigentlich gar keine.

„Heimat ist, wo ich aufgewachsen bin und wo ich alle(s) kenne.“ Das kann ich von keinem Ort behaupten; nirgendwo ist die Bindung so stark. Ich frage die Orte ab, an denen ich gelebt habe, und kann von keinem sagen, dass ich damit „Heimat“ verbinde. Berlin bis Februar 1945: ein selbstverständliches Zuhause, aber zuletzt etwas unruhig. Und keine gewachsenen familiären Bindungen an die Stadt. Schöne Erinnerungen an die württembergische Kleinstadt, in der wir von 1945 bis 1952 unterkamen. Vielleicht wäre sie Heimat geworden, wenn wir dort geblieben wären. Frankfurt am Main? Unfreiwilliger Umzug seitens der Kinder, aus der großen Freiheit der kleinen Stadt in die Enge der noch sehr kriegsgeschädigten Großstadt; keine Spielmöglichkeiten, kein Bewegungsspielraum. Aber es war die Heimatstadt meiner Mutter, die allerdings immer noch die Stadt vor 1933 in Erinnerung hatte. Die gab es nicht mehr. Ich verließ sie gern, als ich beruflich eine Möglichkeit bekam. Immerhin ist es aber die Stadt meiner Schulzeit und Berufsausbildung. 44 Jahre Freiburg, schöne Jahre mit schönen Erlebnissen – aber keine Bindung an Stadt oder Landschaft. Und nun sitze ich in einer hessischen Kleinstadt. Ich bin wegen der (restlichen) Familie hierher gezogen. Meine Schwestern sind allerdings auch nicht ganz freiwillig hier gelandet – die eine wurde 1968 als Lehrerin

hierher versetzt, und blieb. Unsere Mutter gab Frankfurt auf und zog in ihre Nähe und ist hier auch begraben. Die andere Schwester zog nach. Ich kam schließlich vor sechs Jahren auch noch dazu. Da stellt sich fast die Frage nach „Heimat“. Ein wenig klingt das schon an, wenn ich sage, dass ich mich hier sofort *zu Hause* fühlte.

Natürlich: *Familie* ist Heimat. Die gemeinsam verbrachte Kindheit, das geteilte Wissen um die Geschichte der Familie, die immer wieder an unerwarteter Stelle aufscheinenden Familienähnlichkeiten und -Marotten – das kann ein warmes Nest sein. Aber es sind nicht nur die familiären Bindungen, die hier ausschlaggebend waren, sondern der Alltag. Die *Sprache*. Ja, besonders die Sprache! Hessischer Dialekt! (Es gibt übrigens keinen „hessischen Dialekt“, sondern nur regionale Dialekte.) Ich habe nie Dialekt gesprochen, und der Frankfurter Stadtdialekt (zu meiner Schulzeit konnte man noch Stadtteile an der Sprache erkennen!) unterscheidet sich durchaus vom hiesigen. Ich käme in Schwierigkeiten, wenn in meiner Umgebung jemand wirklich „Selwolder Platt“ spräche, was aber nicht der Fall ist. Aber ich finde mich hier wieder in der Sprachmelodie, ich schludere mit den Konsonanten, nehme den Sprachwitz wahr, kann auch mal „zurückgeben“.

Würde ich sagen, dass das meine Heimat ist? Von Heimat würde ich eher nicht sprechen. Aber: ich bin in meinen vertrauten *Sprachraum* sozusagen hineingefallen und fühle mich darin einfach wohl! Ich schwimme auf dem Sprachklang, im Bus, im Supermarkt, jetzt gerade ständig beim Schwimmen (!) im Freibad (da kann ich sowieso nur staunen, was die Leute sich zu erzählen haben, Männlein wie Weiblein, und dabei schwimmen sie tatsächlich! Durchweg graue Häupter.)

Also, der *Sprachklang* löst viel an Zugehörigkeitsgefühl aus. Was natürlich noch viel mehr für die *Muttersprache* als solche gilt. Da es mir an Auslandserfahrung mangelt, kann ich nur annehmen, dass das ganz anders ausgeprägt ist, wenn man dauerhaft von einer fremden Sprache umgeben ist.

Was man so „*Kultur*“ nennt, ist zwar auch stark verbunden mit der Sprache, geht aber weit

darüber hinaus und ist ein weiteres Gebiet der Beheimatung. Das Bewusstsein einer gemeinsamen europäischen Geschichte, die Wechselwirkungen, die fließenden Grenzen – das finde ich faszinierend, und darin fühle ich mich auch zuhause. Manches wird einem bewusst durch den Umgang mit Menschen aus ganz anderen Kulturen, wenn man erklären möchte, warum etwas „bei uns“ so ist wie es ist. Diesen Kontext möchte ich nicht missen. Aber er sprengt eigentlich den landläufigen Begriff „Heimat“. Oder ist es gerade diese Weite, die den konventionellen Begriff nicht mehr so wichtig erscheinen lässt? –

„Heimat“? Offenbar habe ich keine. Vielleicht hätte man mich besser zum Thema „Fremde“ befragen sollen? „Un wär'sch e Engel un Sonnekalb, / e Fremder is immer von außerhalb!“ – damit bringt es der Frankfurter Mundartdichter (und engagierte '48er) Friedrich Stoltze augenzwinkernd (und zutreffend) auf den Punkt. Braucht es mehrere Generationen, um ein Heimatgefühl zu erzeugen?

Doch, eine Heimat würde ich nennen: die Katholische Kirche im umfassenden Sinn. Da gehöre ich wirklich hin. Mit allem Ärger. Und mit allen Freuden. Womit wir (fast) wieder beim Ausgangspunkt wären.

Jutta Amedick

Meine Heimat

Wo ist meine Heimat? Wenn ich an meinem Wohnort gefragt werde, woher ich komme, wird meistens angefügt: „Sie sind aber nicht von hier“. Ich lebe hier seit über 40 Jahren! Aber habe meinen bairischen Akzent behalten, der fällt in Unterfranken auf.

Meine Heimat. Das ist im engeren Sinn die *Kleinstadt*, in der ich geboren und aufgewachsen bin. Mit Beginn meines Berufslebens und meiner Heirat habe ich diese Heimat dauerhaft verlassen. Der Ort, an dem ich jetzt lebe, ist nicht meine Heimat, sondern mein Zuhause.



Foto: Jutta Müller

Bayern ist meine größere, meine bleibende Heimat. Da sind meine Wurzeln, meine Sprache (auch wenn ich den Dialekt schon lange nicht mehr spreche), vertraut ist mir das Lebensgefühl, die Kultur (Literatur, Musik, Lieder). „Extra bavariam non est vita“ (Zitat des Geschichtsschreibers Aventinus um 1600) – das Gefühl konnte ich nachempfinden, als ich außerhalb Bayerns lebte. Wie seltsam, in der heutigen Zeit! Vielleicht wirkte nach, wie wir als Schüler erzogen werden sollten: „In Ehrfurcht vor Gott und Liebe zur bayerischen Heimat“ (Bay. Gesetz für Unterricht und Kultus).

Ich betrachte aber auch *Europa* als meine Heimat. Das wurde mir bewusst, als ich in Amerika war.

Die *katholische Kirche* ist mir nicht mehr wirklich Heimat. Ich habe mich verändert, die Kirche ist mir fremd geworden. Aber der *Heliand* ist mir immer noch Heimat!

Meine *Heimatgefühle* sind nicht nur positiv. Ich bin aus meiner Heimatstadt gern weggegangen, aus der Enge in die Weite, in die Freiheit. Ich möchte nicht wieder zurückkehren, denn ich bin eine andere geworden, wenn auch nicht völlig anders. Ich denke und lebe anders, ich rede anders – aber mein Akzent ist geblieben. Und meine Heimat ist und bleibt dieses Städtchen meiner Kindheit und Jugend.

Mathilde Pirzer-Hartmann

Was bedeutet Heimat für mich?

Meine Geburtsstadt empfinde ich nicht als meine Heimat, denn ich war zu klein, als wir ausgebombt wurden und zu Verwandten aufs Land zogen. Im Laufe meines Lebens sind wir öfters umgezogen, und wenn ich heute an einigen dieser Orte vorbeikomme, denke ich, hier habe ich gewohnt – Bilder aus jener Zeit gehen mir durch den Kopf – es war eine gute Zeit. Das mag aber für jeden anders sein.

Heimat ist für mich nicht erster Linie der Ort, sondern wo meine Familie ist, meine Freunde sind und meine soziale Umwelt ist. Jetzt, nachdem die Kinder aus dem Haus sind, mein Mann nicht mehr lebt, ist zu dem letzten gemeinsamen Wohnort doch noch eine gewisse Verbindung vorhanden.

Die Familie meines Mannes flüchtete nach dem Krieg von Schlesien nach Würzburg.

So fragte eines Tages meine Schwiegermutter ihren Sohn, ob er, wenn es möglich wäre, wieder in die Heimat nach Schlesien ginge. Er meinte „nein, hier habe ich meine Kindheit und Jugend verlebt, hier ist meine Heimat, dort in Schlesien habe ich meine Wurzeln“. So mag es sicher vielen Heimatvertriebenen nach dem Krieg gegangen sein, vor allem der jüngeren Generation.

Wie geht es den Flüchtlingen heute, die ihr Zuhause verloren haben und zu uns kommen, um Hilfe zu erhalten? Ich wünsche ihnen, dass sie wieder eine Heimat finden.

Heimat ist dort, wo man sich nicht erklären muss.

Maria Preuß

Landschaft beheimatet

Für mich hat der Begriff Landschaft sehr viel mit Heimat zu tun. Landschaft bildet den Raum, in welchem ich mich täglich bewege. In jeder Stadt, in der ich bisher gewohnt habe, war die Erkundung der mich umgebenden Landschaft – gerade zu Beginn meines Aufenthaltes an dem neuen Ort – ein wesentlicher Faktor, der zum Wohlfühlen, zum beheimatet fühlen, beigetragen hat. Ich habe geradezu einen Drang verspürt, die

mich umgebende Landschaft kennenzulernen, da ich mich nicht nur mit der Stadt, sondern vor allem mit der Umgebung identifiziere. So habe ich in den ersten Wochen in Göttingen viele Fahrradtouren in die Umgebung unternommen und auch hier in Maastricht habe ich in den ersten Tagen intensiv die nahe – und zum Glück sehr vielfältige, schöne Landschaft – rund um das Dorf Kanne, wo wir hier in der belgisch-niederländischen Grenze wohnen, zu Fuß und mit dem Rad erkundet. Das hat sehr zu meiner Zufriedenheit und zum Glückseligkeit beigetragen.

David Singer (24 Jahre, Biologe)

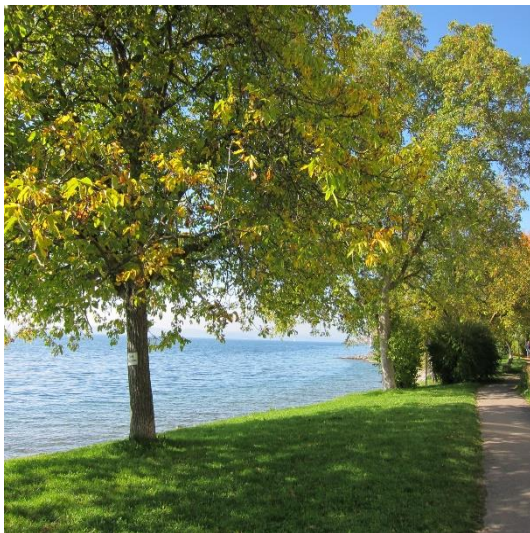


Foto: Jutta Müller

Heimat – ein erzwungener Abschied?

In einem langen Leben wird man oft und immer wieder gefragt, „wo kommst Du her?“ „Wo ist Deine Heimat“ oder „wo bist Du zu Hause?“ Typisch für unsere Zeit sind diese Fragen geworden. Typisch deshalb, weil es zwar immer noch traditionell geprägte kleinräumige Abgrenzungen gibt, die die Menschen vor allem sprachlich prägen, die modernen Menschen aber eine große Freizügigkeit für sich in Anspruch nehmen und sich nicht mehr traditionell an einen Ort gebunden wissen.

Auch wenn diese drei Fragen vom Fragenden her auf die gleiche Information zielen, haben sie für mich dennoch einen unterschiedlichen

Zungenschlag und ich kann sie nicht gleich beantworten. Fragt man mich, wo ich zu Hause bin, dann nenne ich ganz klar Konstanz, wo ich nun bereits fast 50 Jahre lebe. Fragt man mich dagegen nach meiner Heimat, dann werde ich wohl immer Lomnitz im Riesengebirge nennen. Bin ich gespalten? Nicht ausreichend verwurzelt? Bin ich gar eine Revisionistin? Solche Fragen kommen mir und sind ein Grund dafür, warum ich mich mit dem Thema Heimat tiefer auseinandersetzen möchte.

In meinem Leben hatte ich bisher 8 Wohnorte, in denen ich nicht nur vorübergehend gelebt habe. Dazu kommen 4 weitere Orte, in denen ich wegen des Studiums oder aus anderen Gründen einen begrenzten aber längeren Zeitraum wohnte. Von den 8 festen Wohnorten gehören 4 in die Zeit meiner Kindheit und Jugend, d.h. ich lebte dort mit meiner Ursprungsfamilie. An alle diese Wohnorte gibt es viele und schöne Erinnerungen, an manche auch bleibende Beziehungen. Dennoch werde ich nur einen dieser Wohnorte, nämlich Lomnitz, als meine Heimat bezeichnen. Erstaunlicherweise zeigt sich dieses Phänomen auch bei meinen älteren Geschwistern. Die Wohnorte meiner Kindheit und Jugendzeit hatten alle eine ähnliche Struktur: es waren landwirtschaftlich geprägte Dörfer mit ausgeprägten Dialekten und einer je eigenen Fest- und Feiertadition. In jedem dieser Orte war mein Vater Lehrer und gleichzeitig der Kantor (Organist) und Chorleiter. In keinem dieser Dörfer waren wir in die Dorfgemeinschaft stärker eingebunden. Wir waren vielmehr immer die etwas andere Lehrersfamilie. Wir selber waren mit 9 Kindern eine große Familie und wenn wir in jüngeren Jahren Schulfreundinnen mit nach Hause bringen wollten, pflegte mein Vater zu sagen: „Ihr seid selber genug.“ So waren also in jedem Wohnort die Geschwister und die Eltern die prägenden Faktoren. Doch wenn das alles so ähnlich war, weshalb wurde dann Lomnitz zu meiner Heimat?

In Lomnitz wohnten wir von 1935 bis 1946. Rückblickend kann ich sagen, dass diese Zeit von besonders vielen Faktoren geprägt war, die ein normales und ruhiges Dahinleben nicht zuließen. Das waren nicht nur die Fliegerangriffe und Bombennächte, sondern das waren auch

Verhaltensanweisungen meiner Eltern, die uns einschränkten, obwohl wir sie nicht begriffen. Zur Erklärung nenne ich nur ein Beispiel. Meine älteste Schwester hatte mit uns Geschwistern den „Bund der Bergkinder“ gegründet, da unser Haus neben der Kirche auf einem kleinen Dorfhügel lag. Unser Bundeslied, von ihr gedichtet und komponiert, das wir nach jeder Gruppenstunde 4-stimmig schmetterten, hieß: „Unserm König Heil und Zier, unsern König ehren wir. Er lebe hoch“. Doch schon bald erklärte uns mein Vater, dass wir dieses Lied nicht mehr bei uns im Garten, sondern nur noch im Wald singen dürften, weil er sonst ins Gefängnis käme. Obwohl wir das nicht verstanden, folgten wir seiner Anweisung. So gab es noch weitere, für Kinder schwer verständliche Einschränkungen. Doch sollten ausgerechnet solche Erfahrungen Heimatgefühl wecken? Nach Kriegsende, in der Zeit der russischen Besatzung, war unser Bewegungsradius beinahe ausschließlich auf unser Haus und den kleinen Hof am Haus eingeschränkt. Es gab keine Schule und keine anderen Aktivitäten außerhalb des Hauses. Nachts wurden zudem Fenster und Türen verbarrikadiert, um uns vor nächtlichen Überfällen zu schützen. Haben solche Einschränkungen mein Heimatgefühl genährt?

Ausschlaggebend denke ich, war folgende Erfahrung. Anfang Juni 1946 kam abends ein polnischer Beauftragter zu uns und überreichte meiner Mutter ein Schreiben, in dem die Aufforderung stand, dass wir am kommenden Tag morgens um 8 Uhr abreisebereit vor der Tür zu stehen hätten. Das hatte zur Folge, dass meine Mutter (mein Vater und der älteste Bruder waren bereits geflohen) die ganze Nacht das Allernotwendigste suchte und zusammenpackte. Wir älteren Kinder mussten selbst entscheiden, was wir in unseren kleinen Rucksack verstauen konnten. Pünktlich standen wir am anderen Morgen vor der Tür. Ein Pole kam und schloss vor unseren Augen unsere Haustür zu und nahm den Schlüssel an sich. Da fiel einem meiner Brüder ein, dass er seinen Mantel vergessen hatte. Als meine Mutter den polnischen Mann bat, den Mantel noch aus dem Haus holen zu dürfen, erwiderte er: „abgeschlossen ist abgeschlossen“. Da wurde uns klar, dass dieses Haus mit unserer ganzen Habe: Möbeln,

Geschirr, Büchern Kleidung, Spielsachen, Musikinstrumenten und was so alles zu unserem Leben dazu gehörte, verloren war. Dieses Gefühl, von einem wichtigen Teil, der zur eigenen Identität gehörte, abgetrennt worden zu sein, überkommt mich noch heute, wenn ich an diese Situation denke.



Foto: Jutta Müller

Ob Psychologen das bestätigen, weiß ich nicht. Aber für mich wird immer klarer, dass dieser erzwungene und unverarbeitete Abschied diesen Ort für mich zur Heimat verklärt hat.

Das heißt aber auch, dass Heimatgefühle bei jedem etwas anderes sein können. Und für mich heißt es, dass ich diesen Begriff nicht verallgemeinern und ihm keine idealistische Bedeutung geben darf.

Erinnerungen lassen sich zwar nicht auslöschen. Aber heute weiß und erlebe ich, dass ich tiefe Wurzeln schlagen und Gemeinschaft und Geborgenheit an vielen Orten erleben darf und erleben durfte.

Christa Herrmann

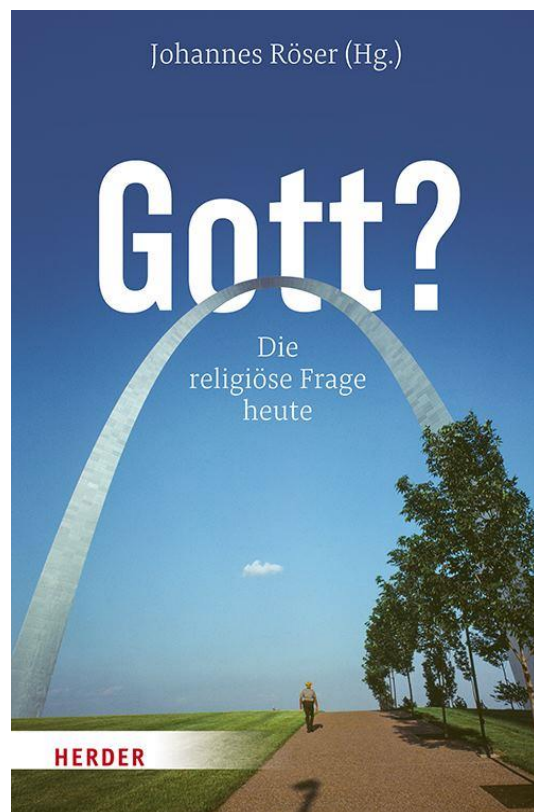
Literatur

Johannes Röser (Hg.): Gott? Die religiöse Frage heute

Ellen Fluhr

Wer von uns gottsuchenden Heutigen fliegt nicht auf so einen Titel? Ich jedenfalls tat es und bestellte das von Johannes Röser herausgegebene Buch sofort als ich die Vorankündigung in Publik Forum las. Aber-so sagte mir meine Buchhändlerin- die erste Auflage sei gleich nach Erscheinen vergriffen gewesen. Wenige Tage später war dann der Nachdruck da.

Ich stürzte mich sogleich auf die Lektüre. 112 Autoren und 23 Autorinnen aus Politik, Religion und Gesellschaft hinterfragen und dokumentieren die Rolle, die GOTT in ihrem Leben einnimmt.



Die Liste der schreibenden Leute ist beeindruckend. Darunter viele Namen, die mir ein Begriff sind: Kirchliche „Gottesspezialisten“, sprich Theologen und Theologinnen, Politiker (wie z.B. Winfried Kretschmann) und Politikerinnen (Malu Dreyer), Poeten (Andreas Knapp) und Poetinnen (Ulla Hahn). Speziell auch Frauen, die wir im Heliand auf Bundesebene schon als Referentinnen hatten (Dorothee Sattler, Sabine Pemsel-Maier).

Daneben schreiben auch Männer, über die wir uns schon aufregten (Kardinal Gerhard Müller).

Alle sprechen sie von ihren Gotteserfahrungen, Enttäuschungen, Erwartungen. Sie versuchen Antworten oder Teilantworten auf die alten Menschheitsfragen: ob es einen wahren, ewigen Grund gibt für die menschliche Existenz, für Geist und Materie, für das Dasein des Universums...

GOTT ist die Frage aller Fragen!

Und so wird formuliert: „Es ist in erster Linie ein Tasten und Suchen, ein Ahnen und Vermuten, ein Versuch zu erlernen jenseits eines plakativen, manchmal auch vermeintlichen Wissens“...

Als wir im Heliand, Ruth Nickel und ich mit 32 anderen Frauen, im Jahr 2003 in einem gemeinsamen Buch („Balance halten. Frauen auf der Suche nach Gott.“ Katholisches Bibelwerk) versuchten, uns an unser aller Lebensthema heranzutasten, hatten wir ähnliche Kategorien wie das Röser-Buch: Gottesahnungen, Gotteserfahrungen, Gotteszweifel, Gottesleugnung, Gottesgleichgültigkeit. Wir versuchten eine Annäherung entlang unserer je eigenen Biografie.

Wenn ich nun rüberschwenke zu den Autorinnen im Röser-Buch, stelle ich fest, dass es auch hier die Tendenz der autobiografischen

Herangehensweise vorherrscht. So titelt Melanie Wolfers: „Mit sich selbst befreundet sein“. Das Fazit ihres Beitrags: Durch eine bewusst vollzogene Selbstannahme und ein Verweilen bei mir selbst nähere ich mich Gott. (Das sagten ja auch schon die Mystiker/innen, z.B. wörtlich: Teresa von Avila). Melanie Wolfers belegt ihre Behauptung mit einem Zitat von Bernhard von Clairvaux: „Geh deinem Gott entgegen bis zu dir selbst“ (S.223).

Eine weitere Autorin, Carla Amina Baghajati überschreibt ihren Beitrag: „Durch Selbsterkenntnis zur Gotteserkenntnis“ (S. 54 ff). Mit einem Zitat eines persischen Sufismus-Mystikers belegt sie ihre Formulierung. Diese Autorin gibt auch gleich Rezepte für die praktische Umsetzung: religiöse Menschen müssten durch ihr Handeln von ihrem Gottvertrauen und Gottesbewusstsein Zeugnis ablegen.

Monika Renz titelt: „Von der Frage zur Erfahrung“ (S. 214). Auch sie, die Musik- und Psychotherapeutin und Sterbebegleiterin, skizziert dieselbe Methode der Gottesannäherung.

Viel diplomierte Kopfarbeit und Geschicklichkeit ist bei männlichen Autoren zu erkennen: akademisch hoch angesiedelte Leute, fast durchweg Doktoren, Professoren oder Direktoren, viele Lehrstuhlinhaber der verschiedensten Disziplinen. Da reizt es

schon zu erfahren, was diese anerkannten Koryphäen über Gott herausgefunden haben, oft in lebenslanger Forschungsarbeit. Es ist spannend!

Wohltuend ist es dann aber wiederum, wenn ein einfacher evangelischer Pfarrer oder ein Franziskanermönch auf unserem Boden landen und -in Richtung unserer Gottesvorstellung- mit Jesus *den* zeigen, den Gott u n s kleinen Christenmenschen gesandt hat.

Wer sich selbst etwas Gutes gönnen will, der sollte sich das Buch leisten. Es bereichert!

Und: wenn all die gegangen Wege des Buches ein je authentisches Gottesverhältnis dokumentieren, kann auch ich die berechtigte Hoffnung haben, dass mein eigener Gotteszugang für mich richtig und zu meinem Heil ist.

Literatur

Johannes Röser (Hg.)
Gott? Die religiöse Frage heute

Geb. Ausgabe August 2018, Euro 28,00
Verlag Herder, Freiburg

Redaktionsschluss

Redaktionsschluss für Heft 1/2019 ist am 01. Januar 2019 (Nachrichten am 20. Dezember 2018), Nachrichten, d. h. Termine, Berichte, Personalien, bitte weiterhin ausschließlich schicken an:

Karin Veit
Buchgasse 3
60311 Frankfurt
Tel. 069 463422
E-Mail: veitkarin@t-online.de

Aktuelles

Kirche und sexueller Missbrauch

Die diesjährige Bischofskonferenz war vor allem beherrscht durch die Vorstellung der Studie zum sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche. Seit dem Jahr 2010, als der Jesuit Klaus Mertes als Leiter des Canisius-Kollegs Berlin offensiv einem ihm gemeldeten Fall sexuellen Missbrauchs nachging und ihn öffentlich werden ließ, ist dieses Thema auch bei den kirchlichen Würdenträgern nicht mehr weg zu diskutieren. Sie gaben deshalb eine Studie in Auftrag, die Vorkommnisse und Ausmaß sexueller Gewalt in der Kirche im Zeitraum von 1946 bis 2014 untersuchen sollte.

Die nun vorgelegte Studie umfasst 356 Seiten. 38 156 Akten wurden ausgewertet. Dabei stieß man auf 1429 Diözesanpriester, 159 Ordenspriester und 24 hauptamtliche Diakone, die sich dieses Verbrechens schuldig gemacht haben. 51,5% der Betroffenen waren beim ersten Missbrauch jünger als 14 Jahre. 62,8% der Missbrauchten waren männlichen Geschlechts. Da 42,2 % der Täter nicht nur ein, sondern mehrere Opfer hatten, summiert sich die Zahl der missbrauchten Kinder und Jugendlichen auf 3677. Allerdings, so sagen nicht nur die an der Studie beteiligten Experten, sondern z.B. auch Pater Klaus Mertes SJ, muss mit einer weit darüber hinaus gehenden Dunkelziffer gerechnet werden.

Diese erschreckenden Zahlen hat die Studie zu Tage gefördert. Und die Reaktion der Bischöfe? Von Schock, Scham und Trauer liest man immer wieder. Doch was ist daran glaubwürdig? Diese Vergehen waren doch auch ohne Studie den Bischöfen bekannt, zwar vielleicht nicht im ganzen Ausmaß, aber zumindest auf ihre Diözese bezogen. Die Personalakten, aus denen die Forscher diese Zahlen zusammengetragen haben, liegen in den Ordinariaten und werden dort geführt. Von daher kann und muss man sagen, Scham und Trauer der Bischöfe beziehen sich nicht auf die Vergehen, sondern auf das Öffentlich werden der Taten. Das nährt wiederum die Vermutung, dass die Bloßstellung der Institution Kirche schwerer wiegt als die

Verbrechen an den Kindern und Jugendlichen: Schutz der Institution steht vor Schutz der Betroffenen. Hier muss zu allererst ein Umdenken beginnen.

In einer Diskussionsrunde im Deutschlandfunk, an der u.a. Wunibald Müller, ehemaliger Leiter des Recollectio-Hauses der Abtei Münsterschwarzach, Harald Dressing, forensischer Psychiater und Koordinator der Studie und Johann Wilhelm Röhrig, Missbrauchsbeauftragter der Bundesregierung teilnahmen, wurden u.a. folgende Forderungen gestellt:

- Sexueller Missbrauch muss als Verbrechen eingeordnet und nicht lediglich unter Sünden gegen das 6. Gebot subsumiert werden.
- Der Beschuldigte darf nicht wegen der Institution geschützt werden.
- Der Klerikalismus – und damit die Machtstrukturen in der Kirche – muss abgebaut werden.
- Zwischen Kirche und Staat muss vertraglich geregelt werden, dass trotz §140 Grundgesetz, dem Staat eine umfassende rechtliche Aufklärung auch innerhalb kirchlicher Institutionen ermöglicht wird.

Im Zusammenhang mit der Missbrauchsaffäre wird immer wieder gefordert, den Pflichtzölibat zur Diskussion zu stellen.

Pater Mertes SJ, der in einem Interview im Südkurier vom 26.9.2018 danach gefragt wurde, ob der Zölibat den Missbrauch begünstige, gab folgende Antwort:

„Beim Thema Zölibat sehe ich weniger den Zusammenhang mit dem Thema Sexualität, sondern den Zusammenhang mit dem Thema Macht... Auch Vertuschung und Zölibat hängen vielleicht indirekt dadurch zusammen, dass der Zölibat ein Charakteristikum des Männerbundes namens Klerus ist. In Männerbünden, die mit Macht zu tun haben, herrschen besonders hohe

Loyalitätspflichten und drohen besonders harte Sanktionen, wenn man aus der Loyalität ausschert. Ich glaube, dass diese Struktur letztlich nicht durchbrochen wäre, wenn nun auch verheiratete Männer zu diesem Männerbund gehören würden. Vielmehr stoßen wir da auf eine noch grundlegendere Frage: Aus vielen Gründen, nicht nur aus Präventionsgründen, ist nicht viel gewonnen, wenn man nur den Zölibat öffnet, aber das Thema der Zulassung von Frauen zum geistlichen Amt nicht mit angeht. Ein erster, ganz unkomplizierter Schritt wäre, Frauen zum Diakonat zuzulassen.“

Diese und noch weitere Forderungen stehen im Raum. Eines sollte klar sein und das sollte von

uns, dem Kirchenvolk, vehement den Bischöfen gegenüber artikuliert werden: Scham, Reue und Trauer allein reichen nicht. Es muss endlich an grundlegende Änderungen kirchlicher Strukturen gehen, damit das Antlitz und das Handeln Christi in ihr wieder erkennbar wird.

„Unrecht kann nicht weggebetet werden“. Mit dieser Aussage endete die Diskussionsrunde in Deutschlandfunk.

Christa Herrmann



Stimmen zu Kirche und kirchlicher Realität

Es muss eine andere Gestalt von Kirche geben - um des Evangeliums willen. Niemand kann sagen, dass die Probleme nicht bekannt sind. Jahrzehntlang haben engagierte Christen Vorschläge zur Reform gemacht. Sie fanden kein Gehör. Ein Blick in die Geschichte aber zeigt, dass auch Religionen untergehen können, wenn sie nicht mehr plausibel sind oder ihre Repräsentanten im selbstgefälligen Beschwören alter Gewissheiten verharren. Das kann man gut in Rom studieren, etwa bei einem Spaziergang durch die Ruinen der Tempel im Forum Romanum. Wenn die katholische Kirche in Europa nicht zu einer solchen Museumslandschaft werden soll, brauchen wir eine neue Form des Kirche-Seins. Jetzt.

Aus Publik Forum vom 21.9.2018, Michael Schrom



„Der Aufruf, auf den Schrei der Armen zu hören, nimmt in uns menschliche Gestalt an, wenn uns das Leiden anderer zutiefst erschüttert.“ (Papst Franziskus, EG 193)



„Angesichts des begangenen Übels, auch Angesichts schwerer Verbrechen, ist der Zeitpunkt gekommen, das Weinen der unschuldigen Menschen zu hören, die man ihrer Güter, ihrer Würde, der Zuneigung oder gar des Lebens selbst beraubt hat.“ (Papst Franziskus, MV 19)



So wie die Kirche während der ganzen Zeit ihres geschichtlichen Wanderns gleichzeitig heilig und sündhaft sein wird, so wird sich in ihr immer wieder die radikale Offenheit, die wir *Katholizität* nennen, vermischen mit Momenten, in der sie der Versuchung zur Abgeschlossenheit, zur Verengung aufgrund von Ängsten aller Art erliegt, in der sie der Versuchung zu einer übertriebenen

Abhängigkeit und zum Festhalten an bestimmten Weisen des Denkens und den Sich-Ausdrückens erliegt.

Tomáš Halík: „Glaube und sein Bruder Zweifel“, S. 271



Aus aller Welt

Ausbildungszentrum für Frauen in Larbaa- Nath-Iraten/Algerien¹

Seit 1972 bietet die Ausbildungswerkstatt, unter Leitung von Sr. Elisabeth Herkommer, jungen Frauen die Möglichkeit, eine kostenlose und staatlich anerkannte dreijährige Ausbildung zur Näherin und Stickerin zu absolvieren. In der Werkstatt findet aber nicht nur Ausbildung statt, sondern sie bietet gleichzeitig rund 20 ausgebildeten Frauen einen Arbeitsplatz, so dass sie Geld verdienen. Die Werkstatt erhält vor allem Aufträge für Hochzeitskleider und andere festliche Kleidung, deren Design an der Berbertradition orientiert ist. In diesem Jahr hat die Werkstatt es kaum geschafft, alle Aufträge zu erledigen. Mit den Einnahmen aus den Auftragsarbeiten kann ein Teil der allgemeinen Kosten, insbesondere für das Gehalt der Ausbilderinnen, finanziert werden.

Es ist auch erfreulich, dass ein Teil der ausgebildeten Frauen sich später selbständig macht und kleine Werkstätten betreibt, so dass sie eine langfristige wirtschaftliche Perspektive haben.

Die Ausbildungswerkstatt kann zwar bis zu 60 junge Frauen ausbilden, Sr. Elisabeth stellt jedoch fest, dass in letzter Zeit auch in Algerien die Jugendlichen möglichst Abitur machen wollen Sie interessieren sich dann mehr für ein Studium und nicht für eine handwerkliche Ausbildung, so dass sich z.Zt. weniger Frauen als üblicherweise ausbilden lassen. Sr. Elisabeth beobachtet die Entwicklung, um ggf. Anpassungen vorzunehmen.

Die Werkstatt lebt finanziell immer knapp und schafft es nicht, Stoffe, Garne und Nähmaterialien vorrätig zu halten. Gerade auch, um Aufträge zeitnah zu erledigen, ist jedoch eine Vorhaltung sehr wichtig. Nachdem der Heliand Sr. Elisabeth in den Jahren 2012/2013 vor allem geholfen hat, Nähmaschinen zu kaufen und einen Internetanschluss legen zu lassen, hat sie uns jetzt darum gebeten, sie dabei zu unterstützen, Stoffe und Materialien vorrätig zu halten und die Werkstatt auf eine bessere finanzielle Grundlage zu stellen. Wir würden ihr gerne ca. € 4.000,00 bis € 5.000,00 zur Verfügung stellen und haben ihr bereits € 2.000,00 zur Rückreise nach Algerien mitgegeben. Wie alle Jahre hat sie einen Urlaub in Deutschland verbracht.

Arbeit und Engagement von Sr. Elisabeth werden anerkannt. Schon vor Jahren hat sie das Bundesverdienstkreuz erhalten. Am 20. Februar 2018 wurde ihr nun das französische Pendant, der Ordre national du Mérite, verliehen. In ihrer Dankesrede in der französischen Botschaft in Algerien hat Sr. Elisabeth besonders das Miteinander der Länder Frankreichs und Deutschlands in Verbundenheit mit Algerien hervorgehoben, aber auch ihren Dank an die algerischen Mitarbeiterinnen, die bei dem Festakt dabei sein konnten, unterstrichen. In diesem Miteinander wird versucht, in Freundschaft mit den Algeriern zu leben und zu arbeiten. Wir freuen uns mit Sr. Elisabeth über diese neue Würdigung ihrer Arbeit und gratulieren herzlich.

¹ Vgl. HK 3/11, HK 3/12 und „Zeugnis für Christus in der Einen Welt“ in Aufbruch, S. 120ff



Ansprache des französischen Botschafters / rechts daneben der deutsche Botschafter und links Sr. Elisabeth Herkommer

Dennoch darf man die sogenannten „dunklen Jahre“ in Algerien nicht vergessen, als insgesamt 19 Ordensleute, Männer und Frauen, zwischen 1994 und 1996 wegen ihres christlichen Zeugnisses ermordet wurden. Sie sind aus Liebe und Freundschaft zu den Menschen in Algerien geblieben und haben ein Zeichen der Zusammengehörigkeit über religiösen Grenzen hinweg gesetzt. Papst Franziskus wird die 19 katholischen Ordensleute bei einer Pastoralreise nach Algerien im Herbst 2018 seligsprechen, weil ihr Zeugnis auch heute noch Bedeutung hat.

Mons. Vesco, Bischof von Oran, beschreibt die Botschaft der Seligsprechungen mit einem Wort Jesu: Es gibt keine größere Liebe, als wenn einer sein Leben für seine Freunde hingibt (Joh.15.13). Bei den Seligsprechungen wird auch an die 200.000 Algerier zu denken sein, die in den 90-er Jahren des Terrors ebenfalls ermordet wurden. Sr. Elisabeth hat die „dunklen Jahre“ in Algerien erlebt, erfreulicherweise haben sich die Zeiten verändert.

Information von Sr. Angelika Laub

Die Situation von Frauen in Südafrika ist besorgniserregend. Die Gewalt gegen Frauen und Kinder ist in Südafrika weltweit am höchsten. Das gilt auch für die Erkrankung an Aids, Bluthochdruck und Krebs. Frauenarbeit ist daher in Südafrika ganz besonders wichtig. Da wir Sr. Angelika vor kurzem eine Spende von € 500,00 geben konnten, werden jetzt drei Workshops für Frauen in den drei Provinzen, in denen Eco Hope arbeitet, durchgeführt. Sie bedankt sich herzlich für unsere Sorge, bittet uns aber auch um unsere Gebete.

In der letzten Zeit hat es erfreulicherweise etwas geregnet, aber leider nicht in allen Provinzen

10 Jahre Stiftung Seniorenhilfe weltweit

Im Jahr 2008, bevor ich die Stiftung Seniorenhilfe weltweit gegründet habe, hat mir Romana Barein von ihrer Schulstiftung, die sie kurz vorher gegründet hatte, erzählt und mich beraten. Inzwischen sind 10 Jahre vergangen. Die Arbeit hat sich mit der Hilfe vieler entwickelt, so dass die Stiftung insgesamt 59 Projekte der Senioren- und Mehrgenerationenarbeit in Lateinamerika fördern konnte. Schwerpunktländer sind Peru und Brasilien. Auch der Heliand hat bei der Finanzierung von zwei Projekten mitgeholfen, wofür ich mich noch einmal herzlich bedanken möchte: In Peru wurden kürzlich in drei Diözesen kleine gerontologische Fachbibliotheken eingerichtet, damit Freiwillige, fast alles Frauen, und Mitarbeiterinnen sich fortbilden können. Die zweite Projektförderung liegt schon einige Jahre zurück. Damals wurde in Chile ein Frauenprojekt mit Mapuche-Indios gefördert, bei dem es um den Erhalt und die Weitergabe von traditionellem Wissen ging.



Aus Anlass des 10-jährigen Bestehens der Stiftung wird bis Weihnachten 2018 die Ausstellung ALTSEIN in Lateinamerika in der Pax-Bank Berlin gezeigt. Außerdem wurde eine Broschüre über 10 Jahre Projektarbeit veröffentlicht, die bei mir (kostenlos) bestellt werden kann: wasiek@gmx.de oder Nestorstr. 18, 10709 Berlin (vgl. auch www.seniorenhilfeweltweit.org).

Alle Texte Christel Wasiek

Die alte Frau am Lehmofen in Huarraco/Peru nimmt an einem Projekt teil, das alten Menschen durch die Produktion von Eiern eine sinnvolle Tätigkeit anbietet und gleichzeitig die Ernährung etwas verbessert. / Foto: Christel Wasiek

Segen

Heilige Dreieinigkeit, die du die ganz Welt zusammenhältst
und wunderbare Dinge vollbringst
durch die Kraft deines Wortes!

Segne den Osten und den Westen,
den Norden und den Süden.
Segne den Himmel und die Erde,
das Meer, die Flüsse,
die Quellen des Wassers.
Segne die Berge und Hügel,
die Bäume und Pflanzen,
die Früchte der Erde.
Segne, die über
und unter der Erde sind.

Kefelew Zelleke, Die Freude Äthiopiens, Aachen 1993

Wir bitten um Spenden für das neue Projekt auf Bundesebene: *Ausbildungszentrum für Frauen in Algerien* und würden uns freuen, wenn wir Sr. Elisabeth Herkommer insgesamt € 4.000,00 bis € 5.000,00 zur Verfügung stellen könnten. Herzlichen Dank im Voraus!

Missionskonto

des HELIAND – Kreis Katholischer Frauen

LIGA Bank Regensburg,

IBAN: DE 75 7509 0300 0002 2192 98

BIC: GENODEF1MO5